Tanz zwischen den Zeiten

Eine ungewöhnliche Neuverfilmung von Anne Franks Tagebuch

Anne Frank und ihr Tagebuch, damit beginnt für viele die Bewusstwerdung eines Menschheitsverbrechens, die erste Konfrontation mit dem Holocaust. Ein Geschehen, das mit dem Fortschreiten der Zeit in immer weitere Ferne rückt – weshalb die Hüter der Erinnerung auf der Suche nach neuen Formen sind, die Geschichte in die Gegenwart junger Menschen zurückzuholen. Das Anne-Frank-Haus in Amsterdam etwa hat vor drei Jahren eine holländische Webserie produziert, in der Anne Frank zum Geburtstag statt eines Tagebuchs eine Videokamera bekommt und danach kurze Filme aus ihrem Leben postet: „Das ist also mein Leben!“ sagt sie da direkt in die Kamera, gespielt von der 13-jährigen holländisch-mexikanischen Luna Cruz Perez.

Alle paar Tage wurden neue Clips veröffentlicht, als wäre Anne eine Influencerin, die ihre Gedanken mit ihren Followern teilt, auch über die im echten Tagebuch erzählte Zeit hinaus. Als der israelische Animationsfilmer Ari Folman („Waltz with Bashir“) von Anne Franks Familie das Angebot für eine Neuverfilmung des Tagebuchs bekam, wollte er die Kinder von heute ebenfalls direkt ansprechen. Um die Bedenken, die sich da sofort auftürmen, zu zerstreuen, arbeitete er das Tagebuch zusammen mit dem Grafiker David Polonsky zunächst zur Graphic Novel um. Erst deren Erfolg ebnete den Weg für den Film, dessen Hauptfigur nicht Anne ist, sondern ihre imaginäre Freundin Kitty, die bisher stets stumme Adressatin ihrer Tagebucheinträge.

Wie der Geist aus Aladins Wunderlampe steigt Kitty nun im Anne-Frank-Museum aus den Buchseiten auf und materialisiert sich genauso, wie Anne sie sich vorgestellt hat. Während die Besucher auf die Öffnung der Türen warten, schaut sie sich in den leeren Räumen um, ruft nach Anne, ihrer Schwester Margot und deren Eltern – denn für sie ist die Zeit stehengeblieben, am 1. August 1944, an dem Anne zum letzten Mal etwas in ihr Tagebuch geschrieben hat. Als die Wärter kommen, versteckt sie sich, stellt aber bald fest, die können sie gar nicht sehen. Sie rennt in Annes Zimmer und wundert sich über all die übergriffigen Besucher, die Annes Privatsphäre missachten, und beobachtet einen Jungen, der das Gedränge für Taschendiebstähle nutzt. Als wieder Ruhe einkehrt, öffnet sie das Buch. Wie für alle anderen Leser wird es auch für Kitty ganz konkret zum Fenster in die Vergangenheit, in Annes Leben im Versteck. In diesen Rückblenden lebt Anne wieder.

Anne Frank (links) redet mit ihrer imaginären Freundin Kitty, die im Film lebendig wird. FOTO: FARBFILM VERLEIH

Zeitreise-Abenteuer brauchen feste Regeln: Kittys Existenz ist an das Buch gebunden, für alle sichtbar wird sie nur, wenn sie das Haus in der Amsterdamer Prinsengracht verlässt, in dem sie Annes imaginäre Freundin war. Entfernt sie sich zu lange vom Buch, dann beginnt sie, sich aufzulösen, in ein Knäuel von Tintenfäden. So entstehen tolle Bilder.

Stellvertretend für die Kinder, die heute ins Kino gehen, stellt Kitty viele Fragen, lässt sich von Anne den Wahnsinn des Nationalsozialismus erklären. Warum es die Nazis auf die Juden abgesehen hatten, fragt Kitty, und Anne erklärt, es seien immer die Minderheiten gewesen, denen die Schuld für Missstände gegeben wurden. In der Gegenwart wird Kitty zur Detektivin, die herausfinden muss, was mit Anne und ihrer Familie geschehen ist, zur Manga-Mädchen-Actionheldin in rasanten Verfolgungsjagden durch die Stadt, in der die Kinder ihre Fluchthelfer werden.

Dabei fallen ihr in der Stadt die Zelte und Lager der Geflüchteten aus aller Welt auf, die sich an Feuertonnen wärmen. Und während in der Vergangenheit Soldaten in Schwarz mit ihren bösen Bulldogen im Stechschritt durch Amsterdam marschieren und den Abtransport in die Lager vorantreiben, kommen die Polizisten von heute, um Geflüchtete einzusammeln und abzuschieben, darunter auch ein kleines, afrikanisches Mädchen, das Kitty erzählt, was ihr widerfahren ist.

Kittys animierter Tanz zwischen den Zeiten ist ein guter Trick, um die luftdichten Vitrinen zu sprengen und frischen Wind ins Museum zu pusten. Und vor allem, um aus Anne Frank ein echtes Mädchen zu machen, das auch mal pubertär aufmüpfig ist. Der Verlust des Tagebuchs, das Kitty mitgenommen hat, führt zu einer Suchaktion, überall hängen Plakate, die dem Finder hohe Belohnungen versprechen. Kitty versteht die Aufregung nicht – sie möchte lieber in Annes Sinn etwas für Verfolgte tun. Der schlimmste Gang der Erkenntnis steht ihr da noch bevor. **Anke Sterneborg**

„Where is Anne Frank?“ BE, Luxemburg, F, NL, Israel 2023 – Regie und Buch: Ari Folman, nach dem Tagebuch von Anne Frank. Mit den Stimmen von Emily Care, Sebastian Croft, Ruby Stokes. Verleih. Farbfilm, 104 Minuten. Kinostart: 23. 2. 2023.

Das Gehirn hat in den vergangenen Jahren in der psychosomatischen Medizin deutlich an Bedeutung gewonnen. Es wird nicht mehr nur als passive Informationsverarbeitungsmaschine angesehen, sondern als aktives Vorhersageorgan für den ganzen Organismus. FOTO: ANDREY KUZMIN / MAURITIUS IMAGES

Cancel Culture in der Medizin

Viel mehr als nur Biologie: Bei der Therapie von Syndromen wie Long Covid könnte die Psychosomatik einen wichtigen Beitrag leisten – wenn man sie denn ließe. *Von Peter Henningsen*

In der Debatte um Long Covid und verwandte schwerere Erschöpfungssyndrome scheint es neuerdings ein Schmuddelkind zu geben, mit dem keiner spielen will: psychosomatische Ansätze. Wenn die Beschwerden, die Schmerzen, die schwere Erschöpfung und die Luftnot psychosomatisch bedingt sind, so lautet hier wohl die Annahme, dann hieße das ja so viel wie: Sie sind „nur“ psychisch, also quasi: „bloß eingebildet“. Damit aber werden die Leiden der Betroffenen in keinster Weise ernst genommen. Denn: Sie sind ja da, sie sind ja echt! Echte Leiden können nach dieser Logik nur jene sein, die voll auf biologische Faktoren, eine gestörte Immunantwort, ein krankhaft verändertes Gerinnungssytem oder wenigstens auf veränderte Gene zurückgeführt werden können.

Der Widerstand gegen die Anerkennung auch nur einfachster psychischer Einflüsse auf die Intensität und den Verlauf von Beschwerden ist nicht nur unter Betroffenen groß. Sondern auch unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich der Erforschung jener biologischen Faktoren verschrieben haben. Studien, die belegen, dass psychosoziale Risikofaktoren wie erhöhte Depressivität oder Vorbelastungen mit körperlichen und psychischen Beschwerden erheblichen Einfluss auf die Entstehung und den Verlauf von Long Covid und verwandten Syndromen haben, lassen sich trotz guter Qualität nur schwer publizieren. Manche Forschungsbeiräte gehen auf Nummer sicher und verhindern sogar die bloße Messung psychosozialer Beschwerden und Belastungen bei Long-Covid-Betroffenen – so geschehen und publik gemacht vor Kurzem in Großbritannien: Cancel Culture in der Wissenschaft.

Wer solche Debatten für nicht zielführend hält und einwendet, dass es in der Medizin doch eigentlich darauf ankomme, was heilt: Der hat recht. Doch erstaunlicherweise geht mit der Fixierung auf rein biologische Ursachen von Erschöpfungssymptomen bislang keinerlei evidenzbasierte, auf biologischen Faktoren fußende Therapie etwa mit Medikamenten einher – hier gibt es nur die (grundsätzlich immer

Das Organische wurde privilegiert, der Psyche nur sekundärer Status gegeben

berechtigte) Hoffnung auf weitere Forschung. Die vielen Belege dagegen, dass Psychotherapie bei schweren Erschöpfungs- und anderen Körperbeschwerdesyndromen direkt hilft und nicht nur bei begleitender Angst und Depressivität, werden mit heftigsten Mitteln abgewehrt. Aus der irregeleiteten Idee heraus, nachgewiesene Wirkung von Psychotherapie belege psychische Ursachen.

Woher kommt diese Blickverengung, dieses Einigeln im biologistischen Reduktionismus? Natürlich spiegelt sich hier zunächst etwas, das für die ganze Medizin bis heute charakteristisch ist: Sogar die WHO (und mit ihr viele Chefarzt-Sonntagsredner) propagieren zwar schon seit Jahrzehnten das bio-psycho-soziale Erklärungsmodell in der Medizin, also die x-fach belegte Tatsache, dass bei allen und insbesondere bei chronischen Erkrankungen immer biologische, psychologische und soziale Faktoren bei Entstehung, Ausprägung und Verlauf zusammenwirken. Trotzdem ist der Mainstream medizinischer Forschung in Zeiten von Präzisionsmedizin, Genomics und KI mehr denn je einseitig auf die biologische Seite des Geschehens ausgerichtet. Das verstärkt die Tendenz, psychosoziale Faktoren als wissenschaftlich irrelevant anzusehen. Und liefert damit auch eine Steilvorlage, das Psychische am menschlichen Kranksein insgesamt zu vernachlässigen und zu stigmatisieren.

In der heftigen Abwehr einer möglichen psychosomatischen Perspektive auf körperliches Leiden äußert sich aber mehr als dieser allgemeine Bio-Bias, die einseitige Bevorzugung der biologischen Erklärungsfaktoren in der Medizin. Es steckt darin auch die Abwehr einer Vergangenheit, eines bis vor etwa 60 Jahren von der Psychosomatik tatsächlich häufig vertretenen, letztlich unhaltbaren Anspruchs: dass komplexe Krankheitsbilder mit schweren Körperbeschwerden rein psychischer Ursache sein können. Dieser spiegelbildliche Psycho-Bias ließ sich empirisch nie beweisen; teilt sich mit dem Bio-Bias die Verhaftung in einem dualistischen Entweder-Oder-Denken („psychisch oder organisch“), das schon seit Beginn der Neuzeit nicht neutral war. Die materialistische Seite, das Organische, wurde privilegiert, dem Geistigen, der Psyche, nur sekundären Status gegeben. Das förderte die naturwissenschaftliche Seite der Medizin, trug aber bis heute zum Verkümmern der geisteswissenschaftlichen Komponente der *Human*medizin bei.

Weniger bekannt als dieser Umstand sind aber die Schwachstellen auch des bio-psycho-sozialen Medizinmodells. Werden nämlich, wie so oft in der Praxis, die einzelnen Faktoren einfach addiert, also bio (etwa Immunstörung) plus psycho (zum Beispiel depressives Erleben) plus sozio (vielleicht Armut), statt sie konzeptuell wirklich integrativ auf ein und denselben kranken Menschen zu beziehen, bleibt das Modell Teil des Problems und nicht der Lösung. Denn mit der Addition impliziert man auch die Fiktion, man könne psycho und sozio von bio lösen – und das öffnet den Biologisten die Tür, die beiden anderen Faktoren wegzulassen.

Wie sieht also heutige psychosomatische Medizin aus, die sich auf ein integrierteres bio-psycho-soziales Modell stützt? Sie geht davon aus, dass das für das Kranksein zentrale Erleben belastender Körperbeschwerden immer und von Anfang an eine untrennbare Mischung darstellt, mit wechselnd starker Ausprägung seiner Anteile. Es ist ein Resultat einerseits von biologischen Faktoren, wie der Reizung von Schmerz- und anderen Körperrezeptoren etwa durch Entzündungen. Andererseits der Prägung durch Vorerfahrungen, Erwartungen und Kontexte, was den Umgang mit dem Körper angeht. Die Letzteren erzeugen Erwartungs- und Kontexteffekte, die, isoliert betrachtet, auch als positiv wirkende Placebo- und schädlich wirkende Nocebo-Phänomene beschrieben werden.

Über diese vermitteln sich dann auch soziokulturelle Einflüsse auf das Beschwerdeerleben, immerhin unterscheiden sich Körperbeschwerdemuster und die zugehörigen subjektiven Erklärungsmodelle erheblich nicht nur in fernen Ländern, sondern auch innerhalb Europas – Deutschland ist zum Beispiel viel mehr als andere ein Rückenschmerz-Land. Dieses integriertere Verständnis gilt in den Fällen, in denen klar nachweisbare Organschäden als eine (!) Grundlage der Beschwerden nachweisbar sind, genauso wie in jenen, in denen das nicht so ist, wie meist bei Long Covid.

Es beruht auf einer Sicht der Gehirnfunktion, die in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewinnt: das Gehirn nicht als Computer, als passive Informationsverarbeitungsmaschine, sondern als aktives Vorhersageorgan. Im ständigen Abgleich von erfahrungsgeprägten Vorhersagen mit den tatsächlichen Sinnesreizen entsteht Wahrnehmung der Außenwelt wie des Körpers – hartnäckige optische Illusionen zeigen die Bedeutung der Erwartung am Beispiel der visuellen Wahrnehmung. Die Gehirnaktivität ist so direkt eingebettet in die übergeordneten Ziele des Organismus: den Erhalt seiner Funktionsfähigkeit auch über eine möglichst vorhersagende Anpassung an seine Umwelt oder über deren aktive Prägung.

Bei der Therapie geht es darum, das belastende subjektive Erleben positiv zu beeinflussen

Diese ökumenische und durchaus biologische, aber nicht verengt biologistische Sicht macht verständlich, warum es im Umgang mit Körperbeschwerdesyndromen wie bei Long Covid so wichtig ist, nicht nur die notwendige Erforschung immunologischer und anderer biologischer Krankheitsfaktoren voranzutreiben. Genauso wichtig ist es, Vorerfahrungen, Erwartungen, das Selbsterleben insgesamt der Betroffenen zu erheben und klinisch wie forschend zu berücksichtigen. Dabei muss – auch sozial und medial – darauf geachtet werden, dass diese Erwartungen nicht unfundiert mit negativem Bias geprägt werden („Long Covid ist immer chronisch“, „gesteigerte Aktivierung schadet immer“) – denn derartige Prägungen beeinflussen, ja, verschlechtern direkt das Erleben der Körperbeschwerden, und sie erschweren therapeutische Fortschritte. Denn bei der Therapie geht es ja grundsätzlich darum, das belastende subjektive Erleben von Erschöpfung und Schmerzen und die damit einhergehende Funktionsbeeinträchtigung positiv zu beeinflussen. Wenn dazu künftig immunmodulierende Medikamente beitragen, ist das genauso gut, wie wenn das durch die psychotherapeutische Modifikation von Erwartungen und Gefühlen gelingt.

Das sind dann alles – einschließlich hier noch unerwähnter sozialer Faktoren – Einzelkomponenten in einem Erklärungs- und Therapienetzwerk, kein einzelner Faktor ist *die* Ursache oder *die* eine Therapie. Der Psychosomatiker Alexander Mitscherlich hatte von dem Ziel gesprochen, eine neue geschichtliche Biologie zu entwerfen und auf die Krücken zweier getrennter (psychischer und physiologischer) Regelungskreise zu verzichten. Die moderne psychosomatische Medizin ist, mit Teilen der Neurowissenschaften und der Psychologie als Partner, auf dem wahrhaft „humanmedizinischen“ Weg dorthin schon weiter als andere Bereiche der Medizin – das sollte kein Grund sein, sie in die Schmuddelecke schieben zu wollen. Wir sollten stattdessen gemeinsam und ohne Scheuklappen nach den besten Wegen suchen, den zum Teil schwerst betroffenen Patienten und Patientinnen zu helfen.

Peter Henningsen ist Direktor der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie am Universitätsklinikum Rechts der Isar der Technischen Universität München

Kino mit Sex und Intellekt

Als „Das Mädchen Rosemarie“ wurde sie berühmt, alle großen Regisseure wollten mit ihr drehen: Zum Tod von Nadja Tiller

Sie war die Grande Dame des deutschen Nachkriegskinos, die einzige womöglich mit allen Facetten, die diese Rolle – manchmal auch: dieses Gewerbe – erforderte. Sie war elegant, distanziert, spöttisch, ein bisschen bitter und ein bisschen süß, auch lasziv und durchtrieben. Sie machte die Verruchtheit salonfähig, in einer Weise, die das deutsche Kino vorher nicht gewagt hatte, sich auszudenken. Ihr Spießgeselle dabei war der Regisseur Rolf Thiele. Der begann das deutsche Nachkriegskino umzukrempeln viele Jahre vor den Jungs vom Neuen Deutschen Kino.

„Das Mädchen Rosemarie“ ist wohl die Figur, mit der die meisten noch heute Nadja Tiller (und Thiele) verbinden, im Film von 1958, nach dem (Mord-)Fall Rosemarie Nitribitt. Der Geschichte einer Prostituierten im Frankfurter Wirtschaftswundermilieu, die die großen geilen Männer der Industrie und Politik und Kriminalität bediente und vorführte – die Grenzen dazwischen sind nicht wirklich fest definiert.

Der Film war subversiv allein deshalb, weil er erahnen lässt, was der Wiederaufbau noch alles bereithalten konnte, wenn man bis zum Ende geht. Das Auswärtige Amt versuchte im August 1958 die Aufführung des Films auf dem Filmfestival in Venedig zu verhindern, mit Zuschusskürzung und Exportkontrolle wurde gedroht, der Film sei dem Ansehen der Bundesrepublik arg abträglich.

Geboren wurde Nadja Tiller am 16. März 1929 in Wien, 1949 wurde sie „Miss Austria“ und Mitglied beim Theater in der Josefstadt. Dann begann sie eifrig in Filmen zu spielen, neben Hans Moser oder Theo Lingen, mit Titeln wie „Kleiner Schwindel am Wolfgangsee“, „Schäm dich, Brigitte“ oder „Liebe und Trompetenblasen“. Mit Thiele kamen andere Töne und Rollenmuster in ihr Repertoire, in über zehn Filmen spielte sie für ihn, von Nitribitt bis Lulu, für „Labyrinth“ hat sie 1959 den Bundesfilmpreis bekommen. Er wollte Sittenbilder schaffen, aber mit Lust, eine *Comédie humaine*, Kino mit Sex und Intellekt. „Moral 63“ heißt einer ihrer härtesten Filme, eine unerbittliche Posse aus dem Kölner Karneval, die vorführt, wie in der bürgerlichen Welt immer noch ein Rest Halbwelt steckt. Das ist auch noch in Tillers letzter großer Rolle zu spüren, der Waffendealerin in „Der Sommer des Samurai“, in dem Hans-Christoph Blumenbergs Liebe zum Kino schmerzlich schön glimmt.

Luchino Visconti wollte sie für „Rocco und seine Brüder“, aber Nadja Tiller fühlte sich nicht reif genug für eine internationale Karriere. FOTO: DPA

Ende der Fünfziger hätte Nadja Tiller hoch hinauf kommen können, mit Luchino Visconti, auf den Mailänder Dom, dort spielt eine der beklemmendsten Szenen von „Rocco und seine Brüder“: Visconti wollte Nadja Tiller haben als die junge Prostituierte, die Alain Delon, der junge Rocco, liebt. Auf dem Dom schickt er sie fort – weil auch sein Bruder sich in sie verliebt hat –, in die Verzweiflung und einen einsamen grausamen Tod. Visconti hat gern mit deutschen Schauspielerinnen gearbeitet, Romy Schneider oder Maria Schell, wollte Nadja Tiller für diese Rolle, aber sie fühlte sich nicht reif genug für eine internationale Karriere. Annie Girardot spielte dann die junge Frau – die im Film den Namen Nadia trägt.

Auch Michelangelo Antonioni und Federico Fellini schafften es nicht, sie zu überreden, nur in europäischen Genrefilmen hat Nadja Tiller mitgespielt, an der Seite von Jean Marais oder Jean Gabin. 1962, in der heißen Phase mit Thiele, spielte sie für Roberto Rossellini in „Anima nera/Schwarze Seele“, neben Vittorio Gassman. Im Jahr darauf war sie in „Schloss Gripsholm“ dabei, einem Film, in dem Kurt Hoffmann, mit Unterstützung des unvergleichlichen Kurt Tucholsky, zeigte, dass es Nouvelle Vague auch mit deutschen Akteuren und Actricen geben kann, mit Nadja Tiller und Walter Giller (seit 1956 Tillers Ehemann) und Hanns Lothar, dazu die tschechische Schauspielerin Jana Brejchová.

Was Visconti in ihr sah, hinter der Konvention und Eleganz der Grande Dame, war eine dunkle Einsamkeit und Schicksalsergebenheit, die man spüren kann in „Der letzte Sommer“ (1954) von Harald Braun. Nadja Tiller ist die Schwester von René Deltgen, anarchistisch wie ihr Bruder, mit Migrationshintergrund. Der Bruder will den Staatspräsidenten eines europäischen Landes umbringen, ausgerechnet Hardy Krüger, aber dummerweise verliebt der Bruder sich in dessen Tochter, Lilo Pulver. Es ist ein wirrer, atemraubender Film, an dessen Ende nichts gelöst werden kann und der deshalb mehr verstört als der skandalöse Nitribitt-Film. In der Nacht zum Dienstag ist Nadja Tiller gestorben. Sie wurde 93 Jahre alt. **Fritz Göttler**